



Genealogie der Exzellenz

BELTZ JUVENTA

Leseprobe aus: Peter, Genealogie der Exzellenz ISBN 978-3-7799-4119-4
© 2014 Beltz Verlag, Weinheim Basel
<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-4119-4>

Kapitel I

Vermessene Exzellenz

1. Die Vermessung des Geistes

In einem 1902 veröffentlichten Artikel *On the Correlation of Intellectual Ability with the Size and the Shape of the Head* berichtet der am University College London tätige Karl Pearson über seinen Versuch, dem Geheimnis von Spitzenleistungen auf die Spur zu kommen. Der Aufwand, den Pearson mithilfe seiner Assistentinnen Barwell und Beeton betrieb, war nicht unerheblich. Von tausend Cambridge Undergraduates wurden Name, College, Abschlussart und die wichtigsten Messgrößen auf eigens entworfenen Karten erhoben. Die anschließende Erfassung von Fach, Ort und Merkmalen des Abschlusses sowie Ehrungen und Klassenherkunft jedes einzelnen Absolventen erfolgte unter tätiger Mithilfe der Universitätsregistratur. Da die so entstandene Masse an Daten zwei Mathematiker mehrere Jahre beschäftigt hätte, wurden die Daten kurzerhand durch die Fokussierung auf ein spezifisches Forschungsinteresse reduziert, den Zusammenhang zwischen Kompetenz und Kopfgröße. Ausgangspunkt der Forschung war die Beobachtung, dass die Schädel der *professional classes* wesentlich größer seien als die der *hand-working classes*. Da die generell kräftigere körperliche Grundkonstitution der oberen Schichten diesen Befund relativierte, kam es darauf an, den Zusammenhang zwischen Schädelgröße und geistigen Fähigkeiten in einer homogenen Gruppe zu untersuchen. Pearson klassifizierte wiederum die Undergraduates nach *pass* oder *honours degree* sowie *intelligent* und *slow* als weitere Kategorien und unterteilte schließlich die *honours* nach 3 Klassen, um jeweils die Verteilung der Schädellängen diesseits und jenseits von 7“65 inches und Schädelbreiten diesseits und jenseits von 6“05 inches zu untersuchen. Die statistischen Auswertungen und intensiven Verteilungsberechnungen führten schließlich zu einem ernüch-

ternden Ergebnis. Die vorsichtige Schlussfolgerung Pearsons: die hervorragenden Absolventen mochten einen etwas größeren Kopf als ihre Kommilitonen haben, aber ein signifikanter Zusammenhang zwischen Kopfgröße und Kompetenz ließ sich kaum nachweisen. Es schien unmöglich von der Größe des Kopfes auf größere Kompetenz zu schließen.

Die Vermessung des Geistes war an der Wende zum 20. Jahrhundert ein ernstes akademisches Geschäft. Pearsons Unterfangen, der biologischen Grundlage der geistigen Eliten auf den Grund zu gehen, beruhte auf der Verbindung des modernen Glaubens an die rationale Erkenntnis mit der Tradition der hierarchischen Ordnung. Dem ging eine Zeit voraus, in der die Existenz der Exzellenz keiner weiteren Erklärung bedurfte – es gab sie einfach. Wie selbstverständlich gingen die gesellschaftlichen Eliten durch die wenigen Universitäten Europas. So versammelte sich in den akademischen Dynastien von Oxford und Cambridge eine bluts- und geistesverwandte intellektuelle Aristokratie, deren gesellschaftlicher Einfluss untrennbar mit ihren akademischen Weihen verbunden war (vgl. Sager 2008: 33f). Die meist wohlgeborenen Undergraduates in Cambridge konnten qua Zugehörigkeit zur Universität, allein durch den Fakt, dass sie eine höhere Bildung absolvierten, als Elite gelten. Die Suche nach objektiven Gründen unterschiedlicher Intelligenz zeigt, dass die Kraft der Tradition nachließ, die akademische wie gesellschaftliche Elite aus der gegebenen Ordnung zu begründen. Die Unerreichbarkeit von Universitäten wie Oxford und Cambridge für die niederen sozialen Schichten wurde zum literarischen Thema: „The real reason for our exclusion is, because we are poor“ (Kingsley, zitiert nach Sager: 34). Indem das Zustandekommen der akademischen Elite begründungsbedürftig wird, wird auch die geistige Exzellenz nachweispflichtig.

Nicht erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Vermessung des Geistes ein ebenso vergebliches wie bisweilen absurdes, ein gleichermaßen ernsthaftes wie verführerisches Unterfangen. Aber der Versuch, die Leistungsfähigkeit von Einzelnen wie von Gruppen zu messen und damit zu objektivieren, war neu. Über den objektivierenden Akt des Messens versuchten sich Elite und Exzellenz gleichermaßen zu legitimieren. Während Elite auf *eligere* (lat.) und die griechische Wortfamilie *legein*, auf das Lesen und

Auslesen zurückführt, bezieht sich Exzellenz sowohl auf Vollkommenheit als auch auf Herausragen. Was vollkommen oder herausragend ist, muss ebenso eingemessen werden wie Elitepositionen. Während der Begriff der Elite sich auf bestimmte Personengruppen bezieht, die sich über Auswahl legitimieren, geht es der Exzellenz darum, nach dem Höchsten zu streben, ohne deshalb schon Elite sein zu wollen. Dabei beziehen sich die modernen Rhetoriken der Elite und Exzellenz auf die Idee der Durchsetzung qua Leistung: der Tüchtige bricht sich Bahn. Diese Metaphorik der Tüchtigen und Verworfenen (vgl. Bilstein 2006) kennzeichnet die Legitimation von Eliten ebenso wie die Exzellenzhistoriken. In der seit dem 19. Jahrhundert bis heute gültigen Logik von Wettbewerb, Kampf und Überleben werden Exzellenz und Elite mit Deutungsmustern gerechtfertigt, die auf Darwin verweisen (vgl. Bilstein 2006: 31).

Der gleichermaßen Eliten wie Exzellenz prägende Geist des Messens lässt sich jedoch ebenso mit deren Gegenteil in Verbindung bringen: Maß und Mitte. Auf nichts scheint die Moderne mehr Wert gelegt zu haben, als auf die Normalität der Mitte. Im Normalismus der Moderne wird der Mensch nicht auf Höchstleistungen, sondern auf ein erwartbares und damit regierbares Mittelmaß geeicht (vgl. Link 2009). Um das anspruchsvolle Ziel einer Bevölkerung normaler Arbeiter, Schüler, Patienten, Soldaten und Staatsbürger zu erreichen, haben die diversen biopolitischen Strategien der Moderne alle Register des Messens, Zählens und Kategorisierens gezogen (vgl. Foucault 2006). Die darauf aufbauende Vermessung des Geistes scheint zwangsläufig vermessen und dennoch prägt diese Obsession unseren Umgang mit dem Wissen und den Wissenden heute mehr denn je. Die Messbarkeit kognitiver, sozialer oder emotionaler Intelligenz in Form von Intelligenzquotienten beansprucht fraglose Plausibilität. Schülerleistungen werden ebenso massenhaft getestet und geben Auskunft über die kognitiven Leistungen einzelner Schüler, Klassen und Schulen wie ganzer Schülerkohorten von Städten, Bundesländern und Staaten. Und in den unüberschaubaren Rankings von Studiengängen und Hochschulen wird die wissenschaftliche Messbarkeit des Geistes schließlich auch auf sich selbst angewendet. Die beständige Vermessung des Geistes weiß um ihre Vermessenheit. Endlos sind die Debatten um die richtigen Indikato-

ren, Verfahren und Interpretationen, in denen die stets neue Sorge um den ‚falsch vermessenen Menschen‘ zum Ausdruck kommt (vgl. Gould 1994). Sie setzen immer verfeinerte, immer tiefer dringende Messwege in Gang. In der Intensität dieser Debatten wird die prinzipielle Sinnhaftigkeit des Messens freilich eher bestätigt und gerät dessen Maßlosigkeit, die hybride Vermessenheit des Messens in den Hintergrund.

Woher kommt diese Vermessenheit? Die Skalierung von Intelligenzen und Kompetenzen verweist auf Ursache und Effekt des Messens gleichermaßen. Messen macht es möglich, Normalität objektiv zu ermitteln und zugleich die gemessenen Gegenstände vertikal zu differenzieren, Rangordnungen aufzustellen und Hierarchien zu begründen. Jedes Messen ist zugleich ein Bekenntnis zur Sinnhaftigkeit einer Ordnung, die ihrem Raum nicht nur eine Mitte, sondern auch ein Oben und Unten und ihren Gegenständen Ränge zuweist. Zwar ist jede soziale Ordnung darauf angewiesen, sowohl eine Mitte als auch Spalten und untere Schichten zu konstruieren – kein Rang ist ohne seine Gegenstücke denkbar (vgl. Münkler 2010: 43 ff.). In welchem Verhältnis diese stehen, ob die Ordnung statisch sein soll oder die Verhältnisse verflüssigt werden, ist jedoch eine Frage der Kämpfe und Konjunkturen gesellschaftlicher Ordnung. Während die Moderne lange Zeit auf Normalität orientiert war und dem in einer Rhetorik von Maß und Mitte Ausdruck verliehen hat, scheint die Gegenwart nichts so sehr abzulehnen wie Mittelmäßigkeit. Nicht Normalität und Mittelmaß, sondern Originalität und Spaltenleistung scheinen das Gebot der Stunde. *Exzellenz* ist längst zu einem Leitbegriff des Mobilisierens und Optimierens (vgl. Nassehi 2012) avanciert, der weit über die wissenschaftspolitische Debatte hinaus in nahezu allen gesellschaftlichen Bereichen Fuß gefasst hat. Während die für Adel und Diplomatie reservierte Anrede als ‚Exzellenzen‘ längst als fragwürdig antiquiert gilt, gilt das Streben nach ‚Exzellenz‘ als fraglos modern. Die Rhetorik der Exzellenz ist universal: nicht nur Universitäten und Forscher sollen exzellent werden, sondern auch Kliniken und Sportler, öffentliche Verwaltungen und ganze Regionen. „In Search for excellence“ (Peters/Waterman 1981) werden Unternehmen Management-Modelle empfohlen, die im Zeichen „operativer Exzellenz“ oder „Business-Exzellenz“ die permanente Optimierung zur Methode ma-

chen. Seine gesellschaftliche Diffusion nährt den Verdacht, dass es sich bei Exzellenz um weit mehr als um ein inflationär gebrauchtes Eigenschaftswort zum Zwecke rhetorischer Verstärkung kaum beweisbarer Behauptungen handelt (vgl. Luhmann 1988, Maasen 2008). „Wörter sind unschuldig. Sie verlieren ihre Unschuld erst, wenn sich Programme auf sie gesetzt haben und mit ihrem Gebrauch strategische Zwecke verbinden“ so der Philosoph Jürgen Mittelstraß. „Eben dies ist dem Ausdruck ‚Exzellenz‘ widerfahren“ (Mittelstraß 2007: 4, zitiert nach Maasen 2008).¹ Mit den vielfältigen Besetzungen des Begriffs zeigen sich die verschlungenen Karrierepfade und die höchst diversen Verwendungen dieser zentralen Chiffre der Gegenwart. Das Phänomen der Exzellenz oszilliert zwischen Rhetorik und Rationalität, zwischen entleertem Gerede und einnehmender Anrufung. Das daraus entstehende Kraftfeld soll hier vermessen werden.

2. Eine kleine Kartographie der Exzellenz

Über Exzellenz scheint alles gesagt. Die diskursive Wucht zeigt schon die uferlose Literatur zum Thema. Das Feld der Exzellenz zu vermessen und zu kartieren, heißt verschiedene Grenzlinien in ein unwegsames Gelände zu projizieren, ausgetretene Pfade zu verlassen und Neuland zu betreten. In der Perspektive des akademischen Beobachters drängt sich zunächst das Wuchern des Exzellenzdiskurses an und um die Hochschulen auf. Innerhalb dieses Segments lassen sich die politischen wie institutionellen Programme des Governing by Excellence von jenen Texten trennen, die das Aufkommen der Exzellenz beobachten oder kritisch reflektieren. Während die Forschungen zur Elitebildung in Frankreich oder den USA eine längere Tradition haben, ist die akademische Reflexion zu Hochschulexzellenz so neu wie das Phäno-

1 Freilich klagt Mittelstraß über eine insbesondere im Wissenschaftsbereich spürbare programmatische Aufladung in Gestalt von „mittlerweile kaum mehr erträglichen, gebetsmühlenartigen Wiederholungen von exzellenter Forschung, exzellenten Forschungseinrichtungen, Exzellenzclustern und Exzellenzinitiativen“ (Mittelstraß 2007: 23, zitiert nach Maasen 2008), die er zehn Jahre zuvor selbst angestoßen hat (vgl. Mittelstraß 1996/2000).

men selbst.² Erst neuerdings rückt die Auseinandersetzung mit den Subjektivierungs- und Wahrheitseffekten eines vom Elitebegriff unabhängigen Exzellenzdiskurses in den Blick (Ricken 2009, Bröckling 2009). Hier finden sich auch erste Hinweise auf eine genealogische Rekonstruktion von Exzellenz.

Die Breite des neutral beobachtenden wie kritisch wertenden akademischen Exzellenzdiskurses verweist auf die Wirkmächtigkeit des ‚making excellence‘. Sie ist von den politischen Programmtexten und institutionellen Manualen, die mit der Umsetzung von Exzellenzstrategien einhergehen, nicht zu trennen. Dabei fällt auf, dass sich die Forschungsliteratur nicht nur weitgehend auf den Wissenschaftsbereich beschränkt, sondern auch die Ursachen für das Wuchern der Exzellenzsemantik weitgehend im Wissenschaftssystem selbst sucht. Zwar ist der Beobachtung, dass es sich bei Exzellenz um eine Sondersemantik zur wissenschaftlichen Qualitätssicherung handelt, mit der zugleich eine Neubestimmung des Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft einhergeht, durchaus zuzustimmen (vgl. Maasen 2008: 24f). Doch droht die Analyse zu kurz zu greifen, wenn sie das Phänomen der Exzellenz das Wissenschaftssystem beschränkt. Dass sich die Semantik der Exzellenz gesellschaftsweit findet, ist ein Schlüssel zur Erklärung ihrer Wirkmächtigkeit. In den strategischen Schlachtplänen politischer Akteure und Interessengruppen schei-

2 Die sozialwissenschaftliche Forschungsliteratur zu Exzellenz im Hochschulbereich bezieht sich im deutschsprachigen Raum nahezu ausnahmslos auf die Exzellenzinitiative des Bundes (Leibfried 2010, Köppen 2009, Bloch et al. 2008, Hartmann 2010). Vereinzelt wird auch „die akademische Elite“ in machtanalytischer Perspektive untersucht, ohne jedoch das Konstrukt wissenschaftlicher oder pädagogischer Exzellenz selbst als strategischen Baustein zeitgenössischer Regierungspraktiken in den Blick zu nehmen (Münch 2007, Hartmann 2006, Kaube 2009). In der Zusammenschauführung der Literatur zu Exzellenz im Hochschulbereich und insbesondere in Bezug auf Studium und Lehre zeigt sich, dass die Forschung nahezu ausschließlich einen elitetheoretischen Fokus verfolgt und die Reproduktion gesellschaftlicher Eliten, den Elitestatus von Einrichtungen sowie deren Passungsverhältnis untersucht. Insbesondere Münch (2007, 2009) und Hartmann (2010) stellen die Wirkmächtigkeit von Forschungsexzellenz und akademischer Elite als soziale Konstruktionen dar, untersuchen dabei jedoch das zeitgenössische Phänomen, ohne das historische Kraftfeld, in dem dieses erst entstehen kann, zu reflektieren.